

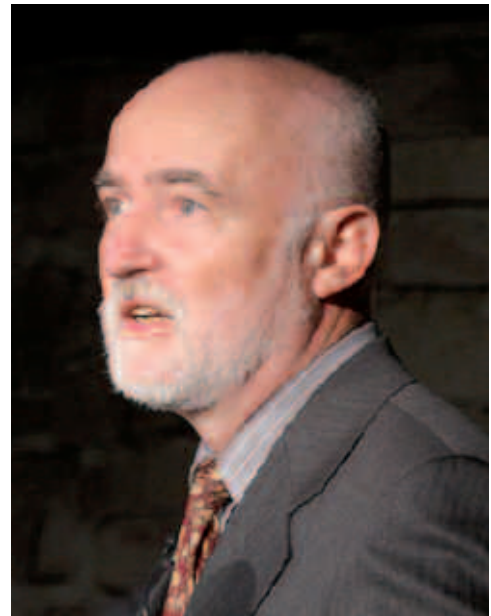
**„WILDER KAUKASUS – LEOPARDEN AUF DEM DACH
EUROPAS“:**

*Festvortrag der Abendveranstaltung am 24. April 2008 von
Prof. Dr. Matthias Freude, Präsident des Landesumweltamtes
Brandenburg, Potsdam.*

Meine Damen und Herren, es gibt Dinge im Leben, die, wenn sie einen einmal gepackt haben, so schnell nicht mehr loslassen. Mir ging es so mit dem Kaukasus und dem faszinierendsten der dort lebenden Tiere: dem Leopard.

Vor 33 Jahren war ich zum ersten Mal im Kaukasus: Als Ostler, der leidlich Russisch sprach, konnte man zum Studienaustausch nur in den Osten reisen. Es war meine erste Auslandsreise. Vielleicht war sie deshalb so prägend und beeindruckend. Damals ging die Mär, den Leopard zu begegnen, nicht mehr. Heute wissen wir es besser.

Der Kaukasus, das Dach Europas, ist eines der schönsten Gebirge unseres Kontinents. Teilweise vergletschert, erstreckt er sich mit seinen acht Fünftausendern – darunter der 5.642 Meter hohe Elbrus – über eine Länge von rund 1.300 Kilometern zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer. Seine Südseite hat einen deutlich anderen Charakter als die Nordseite des Hauptkamms. Ihre grandiose Landschaft ist auch im Winter belebt von Tieren, die zum Teil als Beutetiere des Leoparden von Bedeutung sind, darunter der Ostkaukasische Tur, eine Steinbock-Art, deren seltsam geschwungene, bis 170 Zentimeter lange Hörner eher an die von Wildschafen erinnern. Von einer zweiten Steinbock-Art, der Bezoar-Ziege, gibt es im Großen



Kaukasus heute keine 100 Exemplare mehr. Von einer dritten Steinbock-Art, dem Westkaukasischen Tur, wird heute weniger die Rede sein. Ein anderes Hauptbeutetier des Leoparden, der Kaukasische Hirsch, der die weißen Punkte auf seinem Rücken bis ins hohe Alter behält, ist ein Rothirsch, der dem asiatischen Maral oder dem nordamerikanischen Wapiti ähnelt.

Ein Konkurrent des Kaukasus-Leoparden ist der Amur-Leopard. Diese zweitgrößte Unterart des Leoparden hat ein sehr helles Fell, so dass er wie ein Schneeleopard wirkt. Ein naher Verwandter des Kaukasus-Leoparden ist der Persische Leopard.

Nun möchte ich Sie mitnehmen auf einen Streifzug in das älteste Schutzgebiet des Kaukasus an der Südabdachung des Gebirges, bei dem wir – beginnend auf einer Höhe von 300 Metern – langsam bis in die Gipfelregionen mit über 4.000 Metern Meereshöhe aufsteigen.

In diesem „Lagodechi“ – „Lager der Erholung“ – genannten Nationalpark, in dem seit seiner Gründung im Jahr 1912 das Fällen von Bäumen verboten ist, gibt es nicht nur Relikte aus dem Tertiär in Gestalt uralter Pflanzenarten, sondern auch fast doppelt so viele Baum- und Straucharten wie bei uns in Mitteleuropa. Der Grund hierfür ist, dass die Gletscher der letzten Eiszeit nie über den Kaukasus-Hauptkamm hinausgekommen sind, so dass die Bäume ausweichen und sich weiter ausbreiten konnten. Auf der Nordseite des Kaukasus sieht dies anders aus.

Die wirklich wertvollen Wälder sind alte Wälder, verdanken sie ihre große Artenvielfalt doch allein schon ihrem Alter. Seit fünf bis sechs Jahren wissen wir, dass gerade in Lagodechi in einem einzigen absterbenden Baum über 1.300 Käfer- und noch mehr Pilzarten vorkommen. Die Wälder mit ihren zum Teil fast 60 Meter hohen Buchen wirken zwar ein bisschen unaufgeräumt, aber gerade das fördert die Biodiversität: Viele Arten haben sich im Laufe der Evolution auf das Leben in totem oder absterbendem Holz spezialisiert.

Ein Relikt aus dem Tertiär ist die Eibe. Geschlossene Eibenwälder gibt es wohl nur noch hier. Rund 13.000 Exemplare wurden gezählt, wobei einige bis zu 30 Meter Höhe erreichen. Auch in Mitteleuropa soll es früher viele Eiben gegeben haben, doch da ihr hartes und elastisches Holz im Mittelalter vor allem zur Herstellung von Bögen und Armbrüsten außerordentlich begehrt war, wurden sie stark abgeholzt.

Wie aber sieht es außerhalb der Schutzgebiete aus? Der Westen des Kaukasus ist sowohl auf der Süd- als auch auf der Nordseite stark bewaldet, wobei es auf der Südabdachung außer den Eiben praktisch nur Laub-

hölzer gibt. Zwar trifft man hier auch auf genutzten Wald, nicht aber auf Abholzung oder gar Kahlhieb. Die Bäume sehen ein bisschen anders aus als bei uns: Sie sind oft buschiger und weit ausladend. Der Grund dafür ist, dass die jungen Äste mit kleinen Äxten abgeschlagen und für den Winter auf den Bäumen gestapelt und gelagert werden, damit die Kühe sie nicht abfressen können. Im Winter werden die nahrhaften Zweiglein dann von den Bäumen geholt und verfüttert. Dadurch, dass die Tiere jeden Jungwuchs auffressen, wird die Verjüngung des Waldes reduziert und der alte Baumbestand erhalten. Ich habe diese Methode, die es erlaubt, das Vieh auch im Wald weiden zu lassen, zum ersten Mal im Kaukasus gesehen. Solche auch als Hutewälder bezeichneten Waldweiden gab es früher auch bei uns. Über die Wiedereinführung dieser alten Nutzungsform mit lichten Wäldern und geringem Bodenbewuchs könnte man zumindest nachdenken.

Doch kehren wir zurück nach Lagodechi. Der Kaukasus ist ein junges Gebirge und tektonisch noch sehr aktiv. Deshalb finden sich hier auch zahlreiche Mineralquellen, die bei der einheimischen Bevölkerung ausgesprochen beliebt sind. Sie helfen gegen alle möglichen Beschwerden, wobei jede Quelle eine andere heilkräftige Wirkung entfaltet.

Über der Baumgrenze trifft man dann auf Hochstauden-Fluren, und das in einem Ausmaß, wie man es sonst nur sehr selten sieht. Eine der Pflanzen, die dort gedeihen, kennen wir, denn sie hat sich mittlerweile auch in Deutschland breitgemacht: der Riesen-Bärenklau. Allerdings ist bei ihm Vorsicht geboten, da er bei Berührung ein Sekret absondert, das schwere Ausschläge hervorruft und zu Verbrennungen dritten Grades führen kann.



Mittlerweile habe ich schon viele Reisen in den Kaukasus unternommen. Insgesamt habe ich dort sicher schon weit mehr als ein Jahr verbracht. 1991, nachdem das Nationalparkprogramm in den neuen Bundesländern etabliert war, hatte uns die Regierung von Georgien gefragt, ob wir so etwas nicht auch im Kaukasus einrichten könnten. Es war eine große Aufgabe.

Die Tiere kamen damals noch über den Gebirgshauptkamm aus Dagestan. Das geht heute nicht mehr. Wie mir die Hirten erzählt haben, gibt es zwar im Sommer für alle genug zu fressen, im Spätherbst und Winter aber wird das Gras knapp und für die Populationen der Ture und der Rothirsche gibt es nicht mehr ausreichend Nahrung. Um das Gleichgewicht wiederherzustellen, wurden die Schafe wieder nach Norden gescheucht. Es ist das aufregendste Verhalten von Großtieren, das ich in dieser Gegend je erlebt habe.

In Lagodechi gab es vor 15 Jahren noch über 3.000 Rothirsche und fast 4.000 Ture. Zwischen den beiden Arten hatte sich ein Gleichgewicht eingespielt, indem sich die Rothirsche zum Beispiel im Sommer und bei der Brunft in höheren Regionen aufhielten als die Ture.

Dass dies heute nicht mehr so ist, hat mit dem zu tun, was bei uns als „Wende“ und dort als „Zerfall der Sowjetunion“ bezeichnet wird: Nachdem sich Georgien, Aserbaidschan und einige andere Teilrepubliken von Russland losgesagt hatten, haben sich die Russen zurückgezogen oder wurden hinausgeworfen. Es war eine ziemlich gesetzlose Zeit, in der jeder tat, was er gerade für richtig hielt. Auch auf Schutzgebiete wurde keine Rücksicht mehr genommen. Die Folge war, dass innerhalb weniger Jahre die Bestände an Rothirschen und Ture stark dezimiert wurden. Wie man feststellte, kam es dadurch zu einer extremen Vergrößerung der Fluchtdistanz der Tiere, das heißt des Mindestabstands zu potentiellen Feinden. In den Grenzregionen sind die Tiere heute scheuer geworden als vor der Errichtung der Grenzen.

Vor zwölf Jahren wurde von der Verwaltung des Schutzgebietes noch ein Wolf zur Strecke gebracht, denn Wölfe fressen Hirsche und Ture. Gefährlicher für Hirsche und Ture als der Wolf ist freilich der Mensch. Doch wie kann man – außer durch die Einrichtung von Schutzgebieten – die Tiere vor den Menschen schützen?

Ein Mittel ist, mit den Menschen zu reden, allen voran mit Grenzern und Rangern. Gerade haben wir eine solche Gesprächsrunde hinter uns. Wenn im nächsten oder über-

nächsten Jahr die Fluchtdistanz der Ture um 200 Meter geringer ist als heute, so haben wir vereinbart, bekommen sie jeden Monat einen Hammel. Der Hintergedanke dabei ist, dass sie dann keine Ture mehr schießen müssen. Verringert sich die Fluchtdistanz um weitere 200 Meter, gibt es zwei Hammel. Da sich die Grenzer nur in den fünf Sommermonaten in den höheren Regionen aufhalten, ist das bezahlbar. Ich bin gespannt, ob wir so unser Ziel erreichen. Die Idee ist einfach. Und ihre Umsetzung kostet nicht viel.

Was kann man noch tun, außer mit den Grenzern und Rangern zu reden? Man kann ihnen einigermaßen vernünftige Gehälter anbieten. Bei einem Einkommen von nur 45 Euro im Monat, was selbst für russische oder georgische Verhältnisse nicht üppig ist, brauchen viele einen zweiten Job. Da können sie nicht auch noch nachts Wache schieben.

Und man muss Tourismuswerbung betreiben, denn wo Touristen – und zumal Touristen aus dem Westen – sind, wird nicht geschossen. Das ist eine Tatsache. Wenn ein paar Touristen mehr kämen, wäre das also eine feine Sache.

1991 haben wir innerhalb von sechs Tagen mit dem Hubschrauber den gesamten Kaukasus abgeflogen. Zu Fuß, mit Fahrzeugen oder zu Pferd hätten wir niemals so viel sehen können wie aus der Luft. Auch unter dem Aspekt des Naturschutzes war das außerordentlich beeindruckend. Der Kaukasus hat aber nicht nur Natur zu bieten, sondern auch Kultur – „Shatelis“ zum Beispiel, Wohntürme, die noch keine sechzig Jahre verfallen sind. Sie wecken Erinnerungen an San Gimignano. Hier wie da verdanken sie ihre Existenz konkurrierenden Familien. Auch zur Verteidigung hatten sie einst gedient. Jetzt

werden sie restauriert – für Touristen. Wie alt sie sind, weiß niemand. Sicher ist nur, dass sie vorchristlichen Ursprungs sind. Allerdings kam das Christentum auch erst relativ spät hierher.

Hier noch ein Beispiel für erfolgreichen Naturschutz, wie ich bisher noch keines erlebt habe: Von einem Ort gehen sechs Täler ab, die eines nach dem anderen samt angrenzendem Wald, Wiesen und Feldern unter Schutz gestellt wurden und seither weder beweidet noch bejagt werden dürfen. Nachdem sie vollständig aus der Nutzung genommen waren, kamen bald die Hirsche und Ture zurück. Innerhalb von rund 15 Jahren lernten es die Tiere, sich auf die veränderten Verhältnisse einzustellen.

Noch vor etwa zehn Jahren herrschte der Brauch, dass, wer heiraten wollte, einen Steinbock schießen musste – früher mit der Armbrust, später mit der Büchse. Es war ein Mannbarkeitsritual: Erst wenn man bewiesen hatte, dass man fähig war, einen Tur zu erlegen, bekam man eine Ehefrau. Wir haben sehr interessante Gespräche darüber geführt, wie sich Artenschutz und Tradition vereinbaren lassen.

Im Kaukasus gibt es aber noch eine andere uralte Tradition, von der für die Steinböcke Gefahr ausgeht: das Biertrinken. Das Bier trinkt man dort nämlich ausschließlich aus ihren Hörnern, und je größer diese sind, desto besser. Wenn von einst 4.000 Tieren nur mehr 200 übrig sind, können allerdings selbst passionierte Biertrinker zu Naturschützern werden. Dann trinken sie halt aus etwas anderem – oder sie trinken etwas anderes. Das Leben ist im Kaukasus eben noch sehr einfach.

Sehr wichtig sind in den kaukasischen Ländern gute Beziehungen zu Ministern. Minister haben dort noch richtig viel zu sagen und sind weniger an Gesetze gebunden als an das eigene Wort. Wir hatten gute Kontakte zu einem, mit dem man unglaublich viel realisieren konnte und der zugänglich war für Ratschläge, wenn er den Eindruck hatte, dass sie uneigennützig waren. Trotzdem haben wir ihn nicht davon abbringen können, in der Steppe Bäume zu pflanzen. Angeblich hatte ihm das ein Forstmann aus Österreich einge-redet. Von Tausenden von Bäumen, die er hat pflanzen lassen, hat nicht einer überlebt. Wir haben ihm andere Vorschläge gemacht. Mit einfachen Mittel haben wir seinerzeit Schutzgebiete ausgewiesen, die jetzt, nach 15 oder 16 Jahren, in genau den Abmessungen, wie sie damals festgelegt worden waren, vom georgischen Parlament bestätigt werden sollen. Einer der Gründe für die Einrichtung der Reservate war der Schutz des Leoparden – wenn es ihn denn geben sollte.

Da Naturschutz ja auch immer ein bisschen mit Städten zu tun hat, deshalb nun noch ein Sprung nach Tbilissi. Angeblich werden in der Hauptstadt Georgiens mit ihrem etwas maroden Charme 220 Sprachen – nicht Dialekte – gesprochen. Trotzdem habe ich erstaunlich wenig Spannung zwischen den Menschen gespürt. Die Georgier behaupten, ihr Land sei das zweitälteste christliche Land der Erde. Wie dem auch sei: zahlreiche Kirchen verschiedener Konfessionen gibt es jedenfalls überall. Der Tourismus bietet große Chancen für die Zukunft, und dies nicht zuletzt dank der einzigartigen Verbindung aus Natur und Kultur.

Auf der Suche nach dem Leoparden verlassen wir den Großen Kaukasus und fragen uns, wo er noch vorkommen könnte. In der Litera-

tur heißt es, es habe ihn auch im Kleinen Kaukasus und sogar bis hinunter in die Ebenen in Richtung Aserbaidschan gegeben. Sogar in der salzigen Halbwüste soll er aufgetreten sein, ebenso in der Steppe West-Georgiens, wo im vergangenen Jahr die letzten Exemplare gefunden wurden. Sie lebten hier – wie die Menschen auch – in Höhlen.

Und dann habe ich den Kaukasus-Leoparden in einem Schutzgebiet, das wir eingerichtet und in dem wir die Ranger eingestellt hatten, schließlich doch einmal gesehen, wenn auch nur ein paar Sekunden lang. Es war schon ziemlich dunkel, aber es war beeindruckend und unglaublich beglückend und hat mich für vieles entschädigt. Wenn ich einen Wunsch frei hätte, dann wäre es der, dass er mir einmal so richtig vor die Kamera laufen würde, damit ich dereinst ein von mir selbst geschossenes Leoparden-Portrait zeigen kann!

Inzwischen wissen wir, dass es keine 25 Kaukasus-Leoparden mehr gibt. Vielleicht sind es auch nur noch 15. Drei der vier zuständigen Regierungen haben mittlerweile erklärt, etwas für den Leoparden tun zu wollen. Aber niemand weiß, ob er im Kaukasus überleben wird. Doch selbst wenn dies nicht der Fall sein sollte, kann er als Schirmart dazu beitragen, dass die zu seiner Erhaltung getroffenen Maßnahmen zahlreichen anderen Arten hilft, in Gebieten, die nicht leer geschossen oder überweidet werden, einen geschützten Lebensraum zu finden, wo die Natur zumindest ein bisschen Natur sein kann, so dass ihre Zukunft gesichert ist. Das ist für mich Naturschutz – Naturschutz, wie wir ihn seit über zwölf Jahren im Kaukasus praktizieren und der zeigt, dass man etwas bewirken kann und dass es sich zu handeln lohnt.